

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 13 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1913

Inhaltsverzeichnis: Über die Entwicklung des sozialen Sinnes bei Kindern. III. Von Fritz Elsner. — Die Naturwissenschaften in Küche und Haushalt. Von Dr. J. H. — Für die Mutter. — Hygiene. — Ein Märzentag. Von Emma Döly. — Feuilleton: Blumen und Frauen. Von Werner Peter Larjen.

Über die Entwicklung des sozialen Sinnes bei Kindern.

III.

Wir gehen nun zur Betrachtung einiger wichtiger sozialer Gefühle über. Wir beginnen mit jenen Gefühlen, die darauf beruhen, daß wir uns mit unserer Umgebung vergleichen und auf ihr Urteil achten. Die Entstehung solcher Gefühle, deren kräftigste Stolz und Scham sind, beruht auf der Entwicklung des Ichgefühls, und diese geht keineswegs rasch vor sich. Werden doch oft noch im zweiten Lebensjahr die eigenen Gliedmaßen nicht klar von fremden Gegenständen unterschieden. Das hat seinen Grund darin, daß anfangs die nervöse Verbindung sehr lose ist zwischen dem Rückenmark, wohin die Nerven von Rumpf und Gliedmaßen ihre Erregung übermitteln, und dem Gehirn, wo diese Erregungen zu bewußten, miteinander verglichenen Empfindungen werden. Erst durch Übung geht aus den Empfindungen der verschiedenen Sinne und aus unendlich vielen Erfahrungen der Begriff „Ich“ hervor. Er stellt eine Abstraktion aus Einzelerfahrungen dar, so wie der Wald nur da ist, wenn Bäume da sind. Diese allmähliche Erwerbung des Ichgefühls macht es verständlich, daß sich Regungen von Stolz und Scham erst im dritten Jahre bei den Kindern zeigen. Von da an wird das Urteil der Umgebung für die Selbstbeurteilung wirksam. Stolz und Scham sind von jeher als notwendig zur Charakterbildung betrachtet worden. An ihnen sieht man deutlich, wie selbst ausgesprochen egoistische — das Wort ohne tadelnden Sinn gebraucht — Regungen sozial bestimmt sind. Die Fähigkeit, Scham und Stolz zu empfinden, bringen alle normalen Kinder mit auf die Welt; wessen sie sich schämen, und worauf sie stolz sind, hängt von ihrer sozialen Umgebung ab.

Der Behauptung des Ichs gegen die Umwelt entspringt auch das Streben nach Eigentum. In der bürgerlichen pädagogischen Literatur wird immer ganz besonders auf einen Eigentumstrieb hingewiesen mit deutlicher Spitze gegen den Sozialismus, der das Eigentum abschaffen wolle und sich damit gegen die „Natur“ verbündige. Nun ist aus der Natur für das entwickelte soziale Leben des Menschen gar nichts zu beweisen. Wenn ursprüngliche Triebe den Menschen in ihrer Gesamtheit schädlich werden, so werden sie eingeschränkt. Ferner steht ein weitgehender Kommunismus an der Schwelle der menschlichen Geschichte, zu deren Überschreitung es langer Zeiträume bedurfte. Gewiß ist nicht zu leugnen, daß das Kind danach strebt, sich Dinge anzueignen, die ihm gefallen, und daß es bei längerem Gebrauch ein Recht auf sie geltend macht. Diese Neigung ist bei allen Kindern zu beobachten. Das Kind, dessen Fühlen, Denken und Handeln auf seine eigene Person gerichtet ist, drückt den mit seiner Existenz verbundenen Gegenständen den Stempel des Eigentums auf. Früh zeigen Kinder Regungen des Neides, was namentlich häufig gegenüber später hinzukommenden Geschwistern beobachtet werden kann. Die älteren mißgönnen zunächst dem neuen Familienmitglied die alte Wiege, die Spielsachen und -geräte, vor allem auch die Liebe der Eltern. Aber sofort setzt ohne Rücksicht auf die angeborene „Natur“ in der Familie die gegenwirkende Gemeinschaftstendenz ein. Der gemeinsame Anteil am Hausrat, an den Nahrungsmitteln, den Eltern, die Gleichheit in der gesamten Lebensführung erzeugt als Band zwischen den Menschen den Familiensinn, der auch bei individuell stark verschiedenen Familiengliedern kräftig entwickelt sein kann. Dieser Familiensinn, das ist zu beachten, erwächst auf kommunistischer Grundlage. In vorbürgerlichen Gesellschaftszuständen ist er nicht in den Rahmen der Einzelfamilie eingeeignet, sondern er wirkt als Geschlechterbewußtsein, das seine Grundlage wiederum letzten Endes in dem gemeinsamen Besitz des Geschlechtes hat.

Bekanntlich wollen wir Sozialisten aber nicht das persönliche Eigentum abschaffen, sondern den Privatbesitz an Grund und Boden, Fabriken, Maschinen usw., kurz das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Und da wird für die Gesellschaft eine Seite

des Sinnes für Eigentum von höchstem Werte, die heute naturgemäß selbst bei Erwachsenen sehr schwach entwickelt ist und planmäßig bei Kindern noch kaum gepflegt wird: das Gefühl für das Recht am öffentlichen Besitz und für die Pflichten, die dem einzelnen daraus erwachsen. Wo haben wir in Deutschland gegenüber den öffentlichen Einrichtungen, Straßen, Plätzen, Gebäuden, Bibliotheken, Museen, Kunstwerken und Theatern das stolze demokratische Gefühl: das ist unser!? Nur gelegentliche Ansätze zur Pflege dieses Gefühls durch die Schule gewahren wir. So zum Beispiel dort, wo in neuzeitlichen — meist privaten — Erziehungsanstalten ein Garten von den Schülern gemeinsam bestellt, die Zimmer mit Zeichnungen und Handarbeiten der Kinder gemeinsam geschmückt werden. Mit großem Geschick hat einer der warmherzigsten Pädagogen unserer Tage, Johannes Langermann, das Prinzip, auf das es hier ankommt, in einer Hilfsschule durchgeführt. Er machte den Schulgarten zur Grundlage seiner ganzen Erziehungstätigkeit an seinen unternormalen Böglingen. In seiner lesenswerten Schrift „Der Erziehungsstaat“ berichtet er, wie in den Schülern auf Grund der gemeinsamen Arbeiten nach gleichem Recht sich ein hohes Solidaritätsgefühl entwickelt und das Bewußtsein geweckt wird: das ist unser gemeinsamer Garten, wodurch es ihm gelingt, den Egoismus der Stärkeren, Lüge und Neigung zum Diebstahl siegreich zu überwinden. Natürlich bedarf es Kindern gegenüber der leitenden Hand des Lehrers, um das zu erreichen, was den Völkern die Dialektik der Geschichte mühsam einpaukt: die Vändigung der Selbstsucht. Ein Kinderstaat, sich selbst überlassen, geht Wege, die denen der Gesellschaft in mancher Hinsicht entsprechen. Das zeigt ein interessanter amerikanischer Versuch. John Mac Donogh schenkte der Stadt Baltimore 800 Morgen Land zur Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule, und das gab Gelegenheit, das soziale Verhalten der dort untergebrachten Knaben zu beobachten. Es zeigte sich anfangs ein System gemeinsamen Landbesitzes. Jeder Knabe hatte einen gleichen Anteil an dem Grund und Boden und an allem, was darauf gefunden wurde. Eine alljährliche Neuverteilung des Landes fand statt, wie bei den Germanen zur Zeit des Cäsar und Tacitus. Nach einigen Jahren aber entstand aus dem vorübergehenden ein dauerndes persönliches Eigentum: „Einige Knaben vermachten beim Verlassen der Schule ihr Land an ihre Lieblingsfreunde, und so kam es, daß sich nach einiger Zeit alles Land in den Händen von drei Knaben befand: an Stelle des Gemeineigentums war das Landmonopol getreten! Dagegen aber empörten sich die übrigen Kinder, und sie erzwangen die Herausgabe wenigstens eines Teiles des Landes.“

Das Recht regelt die Ansprüche der einzelnen gegeneinander und gegenüber der Gemeinschaft. Ohne Rechtsgesühl keine soziale Gemeinschaft, oder richtiger: jede soziale Gemeinschaft erzeugt ein entsprechendes Rechtsgefühl. Auf der ersten Kindheitsstufe kann davon keine Rede sein, weil erst mit dem egozentrischen Standpunkt gebrochen sein muß und die anderen Persönlichkeiten in ihrer Existenzberechtigung erkannt sein müssen. Für das Kind ist wie für primitive Völker die stärkste Quelle des Rechtes die Gewohnheit. Mit einem „das ist so“ und „das war so“ begründet es ausreichend die im Hause oder unter den Kameraden herrschenden Gesetze. Daneben hat namentlich bei jüngeren Kindern die Autorität der Erzieher Gesetzeskraft. Vernunftgründe treten bis in das schulpflichtige Alter ganz zurück, und man kann noch bis zum zehnten Lebensjahr die meisten Kinder durch Fragen nach den Gründen eines Brauches oder Gesetzes in Verlegenheit setzen. Das Kind unterliegt eben ganz der Gewalt der Persönlichkeit des Erwachsenen oder des unpersönlichen Gemeinschaftswillens. Früh wendet es die Gesetze seiner Umgebung an und dringt auf ihre Erfüllung auch gegen sich selbst, und oft genug kann man beobachten, wie Kinder über die Übertretung etwa der Hausordnung in empörrischen Erstaunen geraten. Überhaupt muß betont werden, daß der Sinn für Gerechtigkeit und Kraft bei normalen Kindern eigentümlich stark und zart ist. Aber nichts wachen sie eifersüchtiger als über ihre Rechte, wie sie sie verstehen, und manche vermeintliche kindliche Verstocktheit beruht auf einem vielleicht unklaren Gefühl der Kinder, ihnen sei unrecht geschehen. Denn die Verurteilung der Strafe als der Rückwirkung einer Gesetzesübertretung wird früh erkannt. Hier kommt alles darauf an, die Strafe — die aber nicht in körperlicher Züchtigung bestehen soll —

als natürliche Folge der Verfehlung erscheinen zu lassen. Dann empfindet das Kind sie nicht als Gewalttätigkeit, ja es fordert oft geradezu ihre Anwendung. Wie es im Spiel mit zähem Konfessionsismus die Regeln beobachtet, so scheint überhaupt ein Verlangen nach Gesetz und Ordnung normalerweise im Kinde vorhanden zu sein. Man kann daher die Entwicklung des sozialen Sinnes der Kinder durch nichts mehr schädigen als durch Willkür im Befehlen und Strafen. Wir wollen doch, daß die Kinder einst als Männer und Frauen jede Willkür, Ungerechtigkeit und Rechtsbeugung als einen Frevel empfinden sollen, an sich und der Gesamtheit!

Freilich, der Gesichtskreis der Kinder ist eng, es fehlen ihnen die Vergleichsmöglichkeiten, und sie nehmen die Welt zunächst ganz unkritisch, wie sie ist. Auch die Unterschiede von arm und reich werden nicht als Unrecht empfunden, sondern als Tatsache hingenommen. Erst die persönliche Erfahrung der Beschränkung durch soziale Ungerechtigkeiten löst Gefühle der Zurücksetzung, des Neides aus. Sobald solche Gefühle der Zurücksetzung auftauchen, wirkt man einer unklaren Gemütsverbitterung entgegen, indem man rückhaltlos den wahren Grund der sozialen Unterschiede aufdeckt, soweit ihn das Kind erfassen kann! Sonst greift das Kind leicht zu Phantasiefurrogaten religiöser Art, die ihm die Schule ohnedies bereitwillig anbietet, und wird zum mindesten vom geraden Wege zum Klassenkämpfer abgezogen.

Die Entwicklung des Solidaritätsgesühls wird besonders durch die Schule, aber meist unabsichtlich gefördert. Einander größtenteils fremde Kinder werden hier durch einen fremden Willen zu derselben Arbeit mit ihren Leiden und Freuden zusammengezwungen. Daraus entwickelt sich im Laufe der Jahre die Solidarität der einzelnen Schulklassen, in günstigen Fällen selbst der ganzen Schule. Bei den jüngeren Schülern in den ersten Jahren ist sie begreiflicherweise noch schwach, die Zeit des gemeinsamen Schullebens noch zu kurz. Die bei den älteren Schülern verpönte Angeberei gilt bei den Kleinen noch nicht als verwerflich, vielmehr oft als Pflicht. Und doch ist auch hier schon oft eine Art von Klassenehrgefühl zu beobachten; am deutlichsten äußert es sich in Kämpfen der Klassen gegeneinander. Und dies Solidaritätsgesühlsgefühl, das seine kräftigste Nahrung aus dem gemeinsamen Gegenfug zu den Lehrern empfängt, entwickelt sich unter den denkbar schwersten Hemmungen. So steht seiner Entwicklung vor allem der Wettkampf der Schüler um die besten Jenfuren und Plätze im Wege. Die Hege dieses Wettkampfes gilt ja noch als eines der wesentlichsten Erziehungsmittel. Die moderne Pädagogik ist gottlob auf dem Wege, Rangordnungen, und vor allem das Herunter- und Hinaufsetzen während des Unterrichts abzuschaffen.

Eine wichtige Aufgabe der Schule wäre es ferner, den Organisationsinn der Kinder zu pflegen. Aber die heutige Schule, als Nachmittels der Herrschenden, dient ja vor allem dazu, unterwürfige Unterthanen zu erziehen, die wie eine Schafherde fremder Leitung bedürfen. Und in Deutschland ist dies in den höheren Schulen, deren Schüler ja längere Zeit dem Schuldrill unterliegen als die Volksschüler, die mit dem vierzehnten Jahre in den Lebenskampf treten, in einem Maße geglückt, daß selbst im Lager der Herrschenden der Mangel an selbständigen Persönlichkeiten empfunden wird. Daher lassen heute einsichtige Schulmänner den Kindern in der Wahl ihrer Vertrauensmänner freie Hand, während früher bei Wünschen der Schüler an die Lehrer nur der Erste der Klasse als Sprecher vorgelassen wurde, wenn überhaupt jemand Wünsche vortragen durfte. Hier und da hat man es bereits mit einer weitgehenden Selbstregierung der Schüler versucht, und wenn auch diese Versuche vielfach in Unfug und Spielerei ausgeartet sind und an Stelle von Selbständigkeit Eigendünkel gezüchtet haben, so sind das eben Übergangerscheinungen. Sie besagen nichts gegen die Aufgabe der Schule, den Gemeinschafts- und Organisationsinn der Schüler durch Maßnahmen auf dem Gebiet der Schulzucht zu pflegen.

Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade in dem demokratischen Amerika ein Anfang zur Untersuchung des Organisationstriebes der Schüler gemacht worden ist. Diese statistische Untersuchung hat gezeigt, daß jedenfalls die amerikanischen Kinder überwiegend von selbst zur Organisation in sportlichen, religiösen, philanthropischen Vereinigungen neigen. Bei uns äußert sich diese Neigung insofern der Unterdrückung meistens im Gegenfug zur Schulzucht; ich denke dabei namentlich an die an den meisten höheren Schulen bestehenden Aneipverbindungen nach studentischem Muster. Freilich, wenn die Schule in ihren weiten Rahmen Schülervereinigungen zu sportlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, philanthropischen Zwecken einschließen soll, so entsteht die Gefahr des Mißbrauchs zu reaktionären Zwecken. Siehe Jungdeutschlands Jugendwehren und Pfadfinderbünde! Es handelt sich eben auch bei der Erziehung des sozialen Sinnes nur um ein Teilproblem des großen gesellschaftlichen Kampfes unserer Tage überhaupt: Sie Kapitalismus, Sie Sozialismus!

So sehen wir den Weg einer sozialistischen Pädagogik klar vorgezeichnet. Zu unterstützen und zu entwickeln sind alle sozialen Tendenzen der kindlichen Natur. Von den Sympathiegefühlen planmäßig ausgehend, wird man den Sinn für Gerechtigkeit, Solidarität, gemeinsames Handeln zu Hause, in der Schule und beim Spiele pflegen. Der Gesichtspunkt des eigenen Fortkommens, der egoistischen Bereicherung materieller und geistiger Art wird zurücktreten hinter dem Gefühl, Glied einer gemeinsam arbeitenden und genießenden Genossenschaft zu sein. Selbstverständlich nicht in abstrakten Besehrungen kann das erreicht werden, sondern hier ergibt sich als psychologisch und geschichtlich geforderter Fortschritt die Notwendigkeit der „Arbeitschule“. Darunter verstehen wir eine Schule, die das Kind in die körperliche und geistige Arbeit der Gesellschaft einführt, so daß der Gegensatz zwischen Schule und Leben schwindet und das Kind hineinwächst in die „Genossenschaft der Arbeiter“, der vornehmsten und dabei selbstverständlichsten Bestimmung aller Menschen.

o o o

Freig Elsner.

Die Naturwissenschaften in Küche und Haushalt.

Von den Säuren und ihren Wirkungen. Wie bekannt, ist die peinlichste Reinlichkeit im Hause und namentlich in der Küche eine der wichtigsten Pflichten, aber auch — warum sollen wir es nicht zugeben — eine der zeitraubendsten. Die stets in der Luft vorhandenen kleinsten Lebewesen lassen sich auf den Speiseresten des Küchen- und des Speisegeschirrs nieder, um dort sofort ihre zersetzende Tätigkeit zu beginnen. Auch dem nicht naturwissenschaftlich Gebildeten gibt sie sich durch widerliche Gerüche kund. Diese Gerüche sind zum Teil so bekannt, daß man im chemischen Unterricht einen Vermutungsprung macht und sagt: der Schwefelwasserstoff riecht nach faulen Eiern. In Wirklichkeit ist es der Schwefelwasserstoff, der bei der Zersetzung von Eiweiß sich entwickelt, der den faulen Eiern ihren Geruch verleiht. Es wäre daher „logischer“ zu sagen: die faulen Eier riechen nach Schwefelwasserstoff, allein der Sprachgebrauch ist nicht immer „logisch“ im Sinne des wissenschaftlichen Denkens. Doch zurück zur Reinigung, welche die Speisereste entfernen muß, die der Nährboden, die Deme winziger zersetzender Lebewesen werden können.

Fettreste stellen bekanntlich der Reinigung die größten Schwierigkeiten entgegen. Man sucht sie zu entfernen, indem man sie durch heißes Wasser und Reiben mit einem Lappen oder Tuche schmilzt, also dem Einfluß der Wärme aussetzt. Wissenschaftlich gesprochen, ist das ein physikalisches Verfahren. Aber auch auf chemischem Wege kommt man den Fettresten bei. Man nimmt Stoffe wie Soda, Seife und Äthatron zu Hilfe, die die Fette — zu denen auch die Öle gehören — stofflich verändern und dadurch im Wasser leichter löslich machen. Gewöhnlich ist die Hausfrau Phosphorin und Chemikerin zugleich, wenn sie das Koch- und Speisegeschirre von Fettresten reinigt. Sie bedient sich dazu einer heißen Sodalösung, die sie ja auch zu anderen Reinigungsarbeiten nimmt, zum Waschen, Scheuern und anderem mehr. Wie von anderen chemischen Mitteln auch sollte die Hausfrau nicht mehr von Soda, Äthatron, Seife usw. nehmen, als unbedingt notwendig ist, denn alle diese Stoffe greifen die Haut an. Wie groß die nötige Menge des lösenden Zusatzes sein muß, das wird sie aus ihrer praktischen Erfahrung bald beurteilen lernen. Solange ihr der erfahrene Blick fehlt, sollte sie vorsichtig mit schwachen Lösungen beginnen, die ja stets nach Bedarf verstärkt werden können.

Erst seit wenigen Jahrzehnten wissen wir, daß die stofflich verändernde und lösende Wirkung von Seife, Soda, Natron und ähnlichen Mitteln von dem Vorhandensein einer bestimmten Gruppe von Stoffen abhängt. Bei der grundlegenden Wichtigkeit der Sache sei es erlaubt, weiter auszuholen. Die Säure ist eine Vorstellung, ein Begriff, der jedermann geläufig ist. Wir wissen, der Essig ist sauer, die Zitrone ist sauer, und wir schätzen gerade den Säuregehalt, der Essig und Zitrone ihren bestimmten Geschmack gibt. Der Hausfrau ist bekannt — nicht immer ist es gewollt, wie oft ist es der Anlaß zu Verdruß und Ärger! —, daß die sonst „süße“ Milch sauer werden kann. Es geschieht dies durch die Einwirkung gewisser kleinster Lebewesen. Das Sauerkraut, der Sauerkohl enthält die gleiche Säure, die in der Milch als das Ergebnis der Entwicklung jener kleinen Lebewesen auftritt. Salzsäure, die man im rohen Zustand vielfach zur Reinigung verwendet, wird in erheblicher Verdünnung gegen Appetitlosigkeit verordnet. Kurz, die Säuren spielen eine sehr wichtige Rolle im Haushalt der Natur und im Haushalt des Menschen. Jahrzehntelang war man mit berühmten Gelehrten der Ansicht, daß die Ursache des Sauerseins ein bestimmter Stoff wäre, der Sauerstoff. Die Forschungsergebnisse, die zu dieser Annahme führten, haben zu ihrer Zeit die Wissenschaft gewaltig bereichert und gefördert. Heute hat man

diese Anschauung jedoch aufgegeben. Weitere Forschungen haben zu der Ansicht geführt, daß die Eigenschaft der Säure stets durch den gleichen Umstand bewirkt wird, nämlich durch das Vorhandensein eines Wasserstoffatoms, das mit positiver Elektricität geladen ist. Der Kürze halber nennt man es Wasserstoff-Ion. Es darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß Wasserstoff der eine, Sauerstoff der andere Bestandteil des Wassers ist. Wir müssen für diesmal unsere Wisbegierde bezwingen, die nach weiteren Einzelheiten des wichtigen Gegenstandes fragt. Wie kann man aber feststellen, ob eine Flüssigkeit, eine Frucht, ein Gemüse usw. Säure enthält oder nicht? Es wäre un bequem, manchmal auch recht unangenehm, sich durch „Kostproben“ davon zu vergewissern, zuweilen sogar ein recht gefährliches Beginnen. So bei starker Schwefelsäure, „Vitriolöl“ und anderem. In jedem Lehrbuch für die Chemie der Küche, des täglichen Lebens ist das Mittel zur Feststellung von Säure angegeben: blauer Lackmusfarbstoff, der durch Säure geröthet wird. Der Chemiker verwendet ihn oder ähnliche Stoffe bei den verschiedensten Arbeiten, wo es sich um den Nachweis von Säure handelt. Wenn die Hausfrau der Buchweisheit, dem gedruckten Worte keinen Glauben schenken will, so braucht sie jedoch nicht einmal solcher „Indikatoren“ — auf deutsch Anzeiger —, um zu lernen, daß Säuren die Farben verändern. Sie kann diesen chemischen Vorgang bei der Zubereitung von Speisen und Getränken beobachten. Wenn sie einem nicht allzu schwachen Aufguss von schwarzem Tee etwas Zitronensaft hinzusetzt, so erfolgt sofort ein Hellerwerden des Getränks. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß das keineswegs von der Verdünnung des Tees allein herrührt. Man muß diesem eine ganz beträchtliche Menge Wasser zugießen, um die gleich lichte Farbe zu erhalten, die man durch wenig Zitronensaft erzielt. Weit wirkungsvoller aber ist der Versuch mit Rotkohl. Kocht man diesen ohne weitere Zutaten, so gibt das eine blaue Brühe, die eine schöne grüne Färbung annimmt, wenn man ihr nach dem Erkalten ein wenig aufgelöste Soda zusetzt. Fügt man jedoch der Flüssigkeit etwas Essig hinzu, so färbt sie sich so leuchtend rot, daß sie dem Namen des Krautes alle Ehre macht. Der Einfluß der Essigsäure erhält die rote Farbe, ja läßt sie noch stärker hervortreten. Daher gibt die Hausfrau Essig an das Rotkraut oder auch einige Äpfel, die Säure enthalten. Darum fügt sie auch beim Waschen von roten Stoffen dem Wasser etwas Essig zu.

Dr. J. H.

o o o

Für die Mutter.

Vom Stillen der Säuglinge. Der Artikel in Nr. 9 über das Stillen der Säuglinge enthält die wahren Worte: „Der gute Wille allein kann aber die Fähigkeit zum Nähren nicht bringen.“ Die von der Verfasserin erteilten Ratschläge sind sehr beachtenswert und sollten unbedingt befolgt werden. Aber die Mutter kann noch mehr tun, um das Nähren vorzubereiten. Ein Vierteljahr vor der Entbindung oder früher sollte die Schwangere damit beginnen, täglich etwa dreimal einige Minuten lang auf die Brustwarzen ein Saugglas wirken zu lassen, das mit einem Gummiball versehen ist. Man drückt den Ball zusammen, so daß die darin befindliche Luft herausgepreßt wird, und setzt das Glas fest auf die Warze. Dann läßt man den Ball sich wieder ausdehnen, wodurch die Warzen herausgezogen werden. Dadurch gewöhnt man sie an die Anstrengungen, die ihrer später warten. Zugleich werden aber auch die Milchdrüsen und die Gefäße für ihre spätere Aufgabe vorbereitet. Bei tiefliegenden Brustwarzen, die häufig vorkommen, ist diese Vorbereitung unerlässlich. Sonst scheitert auch der besigefasste Vorsatz, das zu erwartende Kind nähren zu wollen, und der Liebling muß der für so viele Säuglinge verhängnisvollen künstlichen Ernährung überlassen werden. Die Sauggläser sind in Gummivarwarengeschäften erhältlich.

L. B.

o o o

Hygiene.

Was man wissen muß, wenn man zur Apotheke geht. Das Gesetz schreibt dem Apotheker zum Schutze des Publikums strenge Bestimmungen vor. Ihre Kenntnis ist für jedermann zur Vermeidung von Unglücksfällen überaus wichtig. Alle Arzneien zum innerlichen Gebrauch, zum Einnehmen müssen in runden Flaschen mit einem weißen Etikett verabreicht werden. Diejenigen zum äußerlichen Gebrauch — und dazu gehört alles, was nicht durch den Mund in den Magen gelangt — in sechseckigen Flaschen mit rotem Etikett und dem Aufdruck „Äußerlich“. Patient und Pfleger sollen nicht nur sehen, sondern auch fühlen, was innerlich und äußerlich ist, um jede verhängnisvolle Verwechslung zu vermeiden. Hat man die Arznei aus der Apotheke geholt, so soll man nie ver-

gessen, vor dem Gebrauch zuerst genau das Etikett auf der Flasche anzusehen, ob auch wirklich der richtige Name darauf steht und nicht etwa durch Mißverständnis beim Abholen vom Apotheker eine andere Arzneiflasche verabsolgt worden ist. Dies kann besonders geschehen bei Patientennamen wie Meier, Schulze, Schmidt. Zugleich lese man auf dem Etikett genau die Anwendung der Arznei durch („stündlich ein Eßlöffel“, „vor dem Gebrauch zu schütteln“). Die gesetzlichen Bestimmungen macht leider das Publikum selbst oft wieder hinfällig. Der Apotheker darf die Arzneien nur in der oben geschilderten verschiedenen Flaschenart abgeben. Aber er kann dem Käufer nicht verwehren, sich in eine von Hause mitgebrachte sechseckige „äußerliche“ Flasche zum Beispiel Brustsaft einfüllen zu lassen, so daß dann zu Hause innerliche wie gefährliche äußerliche Mittel in eiligen Flaschen nebeneinander stehen. Empfiehlt der Apotheker, zur Vermeidung von Verwechslung lieber eine runde Flasche zu nehmen, dann glauben viele, er wolle des Verdienstes wegen eine neue Flasche „ausschwagen“.

Es ist verboten, Gifte und starkwirkende äußerliche Mittel in Trink- und Kochgeschirren abzugeben oder in solchen Krügen und Flaschen, deren Form und Bezeichnung die Gefahr einer Verwechslung des Inhalts mit Nahrungs- oder Genussmitteln herbeizuführen geeignet ist. Gifte in diesem Sinne sind nicht nur zum Beispiel verdünnte Karbolsäure, sondern auch die zum Scheuern und Putzen verwendeten Säuren, wie Salz-, Schwefel-, Zuckersäure. Man sollte niemals derartige gefährliche Flüssigkeiten in Bier- oder Weinflaschen und ebensowenig durch Kinder holen lassen. Auch stelle man nie solche Putzmittel in der Küche neben Öl- und Essigflaschen oder andere Flaschen hin, deren Inhalt zum Trinken oder zur Bereitung von Speisen dient.

Läßt man durch Kinder Arzneien abholen, deren Rezept vielleicht schon vor einer halben Stunde in die Apotheke geschickt wurde, so gebe man einen Zettel mit dem genau aufgeschriebenen Namen der Person mit, für die die Arznei bestimmt ist. Sonst verlangt das Kind oft die Arznei „für die Großmutter“ oder „für Onkel Otto“. In gleicher Weise empfiehlt sich das Aufschreiben der ohne Rezept gewünschten Mittel im Handverkauf (für 10 Pf.). Manches zeitraubende ärgerliche Zurückschicken würde vermieden; denn die „verflügten“ Namen entfallen unterwegs häufig noch recht großen Kindern. Auch macht es gar nichts, wenn man die Namen falsch schreibt. Aus verkehrter Geschriebenem kann der Apotheker viel eher das Richtige herausfinden als aus dem „kurios“ Gesprochenen.

Ein gefährlicher Unfug ist es, Arzneien oder Rezepte an Bekannte zu verleihen. Einer hat ein gutes Mittel gegen ein bestimmtes Leiden. Ein Freund klagt „genau über dieselben Krankheitserscheinungen“. Warum soll er erst dem Arzte teures Honorar zahlen? Man hilft sich gegenseitig aus und bedenkt nicht, daß ganz verschiedene Krankheiten sehr ähnliche Krankheitserscheinungen aufweisen können. Sparsame oder unbemittelte Mütter, die sich mit Arzneimitteln für ihre kranken Kinder ausbilden, können großes Unheil anstiften.

o o o

Ein Märztag.

Von Emma Döts.

Ueber die Felder und durch den Wald
Legt die Chaussee sich in grader Zeile,
Und der Märzwind, schneidend und kalt,
Setzt darüber in stehender Eile.
Kahl hängt in Ruten das Birkengezwig,
Und die hohen Stämme der Buchen
Recken sich nackt in der Lüfte Reich,
Wie um Wärme und Licht zu suchen.

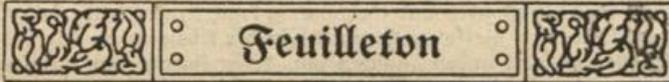
Plötzlich, da fällt ein sonniger Strahl
Durch die Wolken nieder zur Halde;
Und wie anders mit einem Mal
Wirkt die Stille im Frühlingwalde.
Überall brechen die Knospen hervor,
Glänzen in braunen und purpurnen Lichtern.
Überall sproßt's aus dem Boden empor,
Gleich wie ein Lächeln in alten Gesichtern.

Zwei Stunden später. Ein anderes Bild.
Hell fällt das Licht herein von der Gasse,
Und der Versammlungsaal ist gefüllt:
Männer und Frauen der Arbeiterklasse,
Schweißige Hand und gesurhtes Gesicht
Zeugen vom Kampfe ums tägliche Leben.
Nur in den Augen ein hoffendes Licht,
Hier und dort auch ein müdes Ergeben.

Aber nun neigen die Köpfe sich vor,
Hell ist die Flamme im Blick entzündet.
Ernst schau'n sie zur Tribüne empor,
Wo eine Heilsbotschaft wird verkündet;
Wo das eigene Leben gezeigt
Wird im Banne von Pflichten und Lasten,
Tief unterm Joche des Reichthums gebeugt,
Notgespornt ein wild-grausames Hasten.

Aber kein klagendes, dulndendes Ach
Ist aus all diesen Kehlen gedrungen.
Drausend wird die Empörung wach,
Wie der Sturmwind sie draußen gesungen.
Die Empörung, die trotzig spricht:
Anders und besser soll's werden im Leben,
Die das Alte und Morsche zerbricht.
Um eine neue Welt uns zu geben.

Wie nach dem Winter, nach Sturmeseigewalt
Lacht uns die grünende Hoffnung entgegen,
So aus Gesichtern, runzlich und alt,
Schimmert ein frühlingstrohes Regen.
Leuchtend der letzte Sonnenstrahl
Fällt auf erhobene Arbeiterhände.
Donnernd schallt das Hoch durch den Saal
Und das Lied von der Weltenwende.



Blumen und Frauen.

Von Werner Peter Larsen.

In diesen Tagen muß ich immer an Mutter Falb denken.

Ich höre sie da draußen hantieren, sie puht und scheuert irgend etwas, manchmal trippelt sie auch von der Küche in die Stube und zurück; ich glaube, sie hat gesagt, bald sei irgend ein Fest, und da müsse alles in Ordnung sein.

Ich muß immer an Mutter Falb denken, ja, die ganze Zeit, und da sitze ich nun und denke nach, warum ich das muß; ich meine, das macht vielleicht der kleine franke Geraniumstod, den ich von meinem Fenster aus sehe; nun hat er nur noch drei winzige grüne Blätter, die anderen sind alle vertrocknet und abgefallen, und nun wird er bald sterben.

Es ist ein rechter Jammer, Gas in der Wohnung zu haben. Dequem ist es ja, und ich möchte es selbst kaum missen, aber die Blumen, o, die Blumen! Da ist nun dieser Geraniumstod. Es gab eine Zeit — seine Jugend —, da fragte ich täglich nach ihm, nach seinem Wachsen und Gedeihen; das habe ich nun aufgegeben; ich fühle, es schmerzt Mutter Falb nur, von ihm zu sprechen...

Auf dem Friedhof, wo der alte Falb schläft, da ist eine schöne fette Erde, das muß man wohl sagen, und die Luft ist auch ganz prächtig, so richtig würzig; Stiefmütterchen sind da — die schönsten, die ich je gesehen habe, aber auch die Immortellen lassen sich sehr gut an; da könnte er vielleicht noch aufkommen — vielleicht. Ich habe schon gefragt, ob sie ihn nicht hinbringen will, aber — nein, das will sie nicht. — Sie tat ganz erschreckt.

„Dann bin ich ja ganz allein in meinen vier Wänden,“ sagte sie.

Und dann lächelte sie, so ein wenig verlegen, als habe sie eine Dummheit gesagt, nun, ich nickte nur, aber ich sah sehr wohl, daß es ihr Ernst war. Ich kenne dies Gefühl, dies Grauen vor der Einsamkeit...

Ja, also, wie gesagt, den Geraniumstod will sie nicht fortbringen. Nun gießt sie ihn morgens mit Blut und nachmittags mit Kaffee und meint, das könne ihn stärken. Sie macht ein ganz besonderes Gesicht dabei. Sie ahnt ja nicht, daß ich sie beobachte — nein; unlängst habe ich ein junges Weib gesehen, das seinem Sohne die Brust reichte, das hatte so ein Gesicht; daran muß ich nun immer denken.

Gott, denke ich oft, diese Frauen! Wie hat man sie gehegt und geschunden, wie hegt man sie heute noch, wieviel schmutzige, schlüpfrige Hände berühren, bedrücken, würgen sie, und da — trotz allem! — wieviel Liebe! — Ich komme immer wieder ab.

Ja, ich wollte noch sagen, daß Mutter Falb mir von der anderen Wohnung erzählt hat, ich meine die im Vorort, wo sie noch mit dem Alten wohnte. Das ist eine schöne Wohnung... Ja, da gediehen die Blumen! Zimmer und Fenster waren dicht besetzt, alles grünte und blühte, und Mutter Falb sagt selbst, daß sie dort das Kind eigentlich nicht sehr vermählte, das sie sich so heiß gewünscht hatte... Aber hier —

Oft aber am Nachmittag setzt Mutter Falb den Kapotthut auf, den alten Kapotthut, den ich nun seit fünf Jahren kenne, streicht sorgsam über ihr Kleid und verläßt das Haus.

„Gehen Sie in den Wald?“

Nein, in den Wald geht sie nicht.

„Gehen Sie in den Park?“

Ach nein, in den Park — dahin auch nicht; da sind so viele feine Herrschaften... und dann all die Pferde und Wagen...

Nein, sie geht nur ein bißchen an die Luft, hinauf zu ihrem Alten. Eine Erde ist da! — der reine Humus —; und der Totengräber ist auch ein anständiger Mensch: ist das nicht anständig — für das Aufbewahren der Gießkanne und der Kelle das ganze Jahr fünfzig Pfennig? Ja, das muß man sagen. Im übrigen ist da draußen eine Amsel, die sitzt immer über des Alten Grab — oben in der Trauerweide —, das ist ein ganz prächtiger Vogel! Seit vier Jahren kommt sie nun immer wieder. Und wie sie singt! Fast wie eine Nachtigall...

Das ist doch eine rechte Freude, so zu sehen, wie die Wurzelchen angehen und die Stengel sich ranken, da vergißt man oft, daß es ein Grab ist, auf dem sie wachsen — ja —; der Alte ist nun auch schon vierzehn Jahre tot, und das Kind — das Kind blieb aus, und noch manches andere auch —; nun, es hat wohl nicht sein sollen. Es hat wohl nicht sein sollen... Aber wenn man so die Blumen sieht und die Amsel hört, dann — vergißt man das oft ganz.

Nur der kleine Geraniumstod. — Ja, aber vielleicht kommt er doch noch auf, vielleicht doch — wenn man ihn gut pflegt und gießt. — Wenn Mutter Falb heimkommt, hängt in ihren Kleidern ein Hauch von Erde und Grün, ja manchmal ist mir, als hörte ich gar die Amsel und sähe die alte Trauerweide im Sonnenschein.

So ist es. Früher habe ich nie die Menschen begreifen können, die einen Vogel hatten, einen Kanarienvogel. Das Mindeste für eine Freundschaft, meinte ich, müßte doch ein Pferd sein, ein Hund, eine Katze; nun aber weiß ich, daß es dessen nicht bedarf, ja, daß es sich ganz gleich bleibt, ob es ein Vogel ist, den man liebt, oder ein Geraniumstod, oder ein blaues Stiefmütterchen.

Es bleibt sich wirklich gleich.

Und so manches noch. Früher, da konnte ich auch die Frauen nicht begreifen, die alten Mütterchen, die da zum Friedhof pilgerten; ich meinte, sie täten es aus Langeweile, aus Gedankenlosigkeit, ja aus Gewohnheit; heute weiß ich, daß mehr dahinter ist. Ich weiß nun, daß auf dem Friedhof Amseln wohnen, Amseln und Nachtigallen, und daß dort eine Erde ist, eine wahrhaft prächtige Erde, in der die Blumen wachsen, die uns das Leben zertreten. Ich weiß nun, daß es gleich ist, wen man liebt, ob einen Vogel, oder einen Hund, oder ein Stiefmütterchen — das weiß ich — es ist ganz, ganz gleich. Jemand aber — irgend jemand muß man lieben. Und ich weiß auch, daß der Friedhof ein Land ist, ein großes Land für sich, ein stiller Vorn der Erinnerung, in dem die Jugend wohnt, und so manche schöne Stunden, und Freunde und Geliebte, und Blumen, Blumen — o, so viele Blumen, die uns das Leben zertreten.

Da sitze ich nun und denke an Mutter Falb, die ganze Zeit schon; es ist vielleicht so eine Friedhofsstimmung in mir; vielleicht ist es auch der kleine Geraniumstod, der nun sterben muß.

„Sie sollten ein Stück Laubenland pachten,“ sagte ich.

Ach nein, das ist wohl zuviel. Das ist für jüngere Leute. Und dann ein Laubenland — muß man da nicht immer daran denken, das Geld herauszuwirtschaften? Das muß man doch, nicht? Und das ist das Richtige nicht...

Und anderswo? In den großen Parks, da sind so viel feine Herrschaften, die sehen einen immer so komisch an, weil man schwierige Hände hat und nicht so fein ist... Und dann bleibt einem dort ja doch alles fremd, es ist ja nichts, das man kennt, wie der kleinste Blumentopf oder wie ein Grab, ein Land, das man lieben kann...

Des Volkes Gärten. —

In den Kellern und Höfen wohnen keine Amseln, und die Blumen an den Fenstern — o, ich muß immer an Kinder denken, an unsere blassen, blutarmen Kinder; aber gegen die Einsamkeit, ja, und zum Lieben — für die Frauen — da mögen sie ja gut sein...

Diese Frauen! Sind sie nicht ein Wunder? Ich sehe sie an: wie sie ihre Kinder säugen, wie sie ihre Blumen anschauen — ich sehe sie über den Gräbern. —

Sie können noch immer lieben!

Aber Gräbern — ja, das ist es wohl.

Gräber sind die Gärten unserer Frauen.